

### Aus Stadt, Bezirk und Umgebung.

**Wildbad, 10. Novbr.** In der Sitzung der bürgerlichen Kollegien vom 4. ds. Mts. berichtete der Stadtvorstand über seine Verhandlungen mit der Kgl. Domänenverwaltung wegen Erbauung eines Schwimmbades auf dem sogen. Brunnenackerle und wegen Kauf- oder pachtweiser Ueberlassung der sogen. Rohrmühlquelle im Stürmloch zu der geplanten Erweiterung der hiesigen Wasserversorgung. Bekanntlich haben die bürgerlichen Kollegien durch Beschluß vom 12. August 1905 in Aussicht genommen, um dem diesen Sommer zu Tage getretenen unerträglichen Wassermangel gründlich abzuhelfen, die der Kgl. Staatsforstverwaltung gehörige sogen. Rohrmühlquelle im Stürmloch käuflich oder pachtweise zu übernehmen, um mittelst dieser nach angestellten Messungen 10 Sekundenliter liefernde Quelle eine Erweiterung der städt. Wasserleitung zu schaffen, die den weitgehendsten Ansprüchen für lange Jahre hinaus gerecht würde. Ein Besuch um Ueberlassung der Quelle wurde unterm 1. September d. J. beim K. Forstamt Wildbad eingereicht. Durch die seitens der Kgl. Domänenverwaltung geplante Erbauung einer Schwimmbadanstalt in hiesiger Badestadt ist nun diese Frage in ein ganz neues Fahrwasser geraten. Der Staat als Besitzer der Quelle hat selbstverständlich vor allem für seine Bedürfnisse zu sorgen und da er jetzt zum Betrieb des geplanten Schwimmbades ein ziemlich beträchtliches Wasserquantum bedarf, so macht er die Abgabe der Quelle an die Stadt von der Zusicherung des erforderlichen Wassers zum Schwimmbad und zu den übrigen Bedürfnissen der Badverwaltung abhängig. Von der von der Quelle gelieferten Wassermenge von täglich 880 cbm beansprucht die K. Badverwaltung hiernach die Hälfte mit 430 cbm für ihre Zwecke, wovon sie zunächst 300 cbm in Anspruch nehmen und hierfür an die Stadt einen jährlichen Wasserzins von 1200 M. bezahlen wird. In Erwägung, daß nach den Erklärungen der K. Domänenverwaltung bei Nichtlieferung des erforderlichen Wassers die Erbauung des Schwimmbades in Frage gestellt wäre, daß mit dieser Schwimmbadanstalt aber ein bedeutender Fortschritt in der Fortentwicklung unserer Badestadt, insbesondere in ihrer Eigenschaft als Luftkurort seitens der K. Domänenverwaltung in dankenswerter Weise eingeleitet wird und in der weiteren Erwägung, daß der Neubau des Schwimmbades unseren Handwerkern und Arbeitern erwünschten Verdienst bringen wird, sowie daß durch den von der Kgl. Badverwaltung zu entrichtenden Wasserzins von jährlich 1200 M. die Anlagekosten der neuen Rohrmühlwasserleitung annähernd verzinst

werden, ferner daß die der Stadt verbleibende Wassermenge von täglichen 430 cbm = 430 000 Liter immer noch eine solch beträchtliche ist, daß sie allein die Erbauung der Rohrmühlleitung rechtfertigen würde, beschlossen die bürgerlichen Kollegien nach eingehender Beratung einstimmig, die mit der K. Domänenverwaltung getroffene Vereinbarung über die Wasserabgabe zu genehmigen und die einleitenden Schritte zur Ausführung der geplanten Wasserleitung sofort zu tun.

In Pforzheim soll ein weiterer Bürgermeister angestellt werden. In einem „Eingekant“ im Generalanzeiger“ wird die neue Ausgabe für diesen Posten belämpft, indem folgende Zusammenstellung vor Augen geführt wird. Während im Jahr 1890 die Gehälter der städt. Beamten noch 60 620 M. und 12 600 M. Verwaltungsaufwand betragen haben, seien die Gehälter im Jahr 1905 auf 219 360 M. und der Verwaltungsaufwand auf 45 300 M. gestiegen und dazu soll nun auch ein 4. Bürgermeister „durchgedrückt“ werden.

Pforzheim, 12. Nov. Nach den letzten Schätzungen zählt Pforzheim jetzt 62 000 Einwohner. — Auch hier interessiert man sich für das Zustandekommen der Strohgäubahn. Man bedauert, daß die Fortsetzung von Kornthal-Weissach nach Niefern Schwierigkeiten begegnet, weil die Gemeinde Niefern sich nicht zur kostenloßen Abtretung des nötigen Geländes verstehen kann. Je näher die Strohgäubahn bei Pforzheim einmündet, um so besser.

Pforzheim, 12. Nov. Bei der letzten Kirchweih in Brödingen wurde ein alter Mann von seinem Sohn und Schwiegerohn so roh geschlagen, daß er vorgeföhrt verstarb. Die Täter sind verhaftet.

Neuenbürg. (Das Auslöschen der Petroleumlampe.) Wenn es richtig ist, daß von 100 Personen 99 die Lampe von oben ausblasen, ist es ebenso richtig, daß diese 99 der gleichen Gefahr ausgesetzt sind, die dem Hunderten wirklich passiert, nämlich sich mit Petroleum zu verdrennen. Wenn der Petroleumbehälter weit hinunter leer ist, so ist nämlich zu befürchten, daß der leere Raum infolge der Wärme des Petroleums mit Gas gefüllt ist; trifft es sich nun, daß der Docht des Brenners etwas zu schmal und die Röhre nicht ganz ausgefüllt ist, so bläst man die Flamme ins Gas, der Petroleumbehälter springt und das brennende Petroleum ergießt sich über Kleider, Möbel usw., und das Ende ist bekannt. Ohne Gefahr löscht man die Lampe aus, wenn man den Docht auf die Höhe des Brenners herunterdreht, aber nicht weiter, da es sonst leicht möglich ist, daß die Flamme in den

Petroleumbehälter kommt und wieder eine Explosion verursacht, dann blase man von unten durch die Zuglöcher aus.

### Darmisches.

30 Wildschweine überfielen die märkischen Dörfer Krewelin und Kappe, bissen ein Kind und einen Mann und zerrissen zwei Personen die Kleider. Die Dorfbewohner verjagten die wütenden Tiere und erschlugen drei von ihnen.

Vom Simplontunnel. Wie genau und pünktlich man beim Simplontunnel arbeitete, zeigen die verschwindend kleinen Fehler, die sich herausstellten: Die Richtung des nördlichen Teils weicht von der des südlichen beim Zusammentreffen nur um 202 mm ab, in der Höhenlage ergab sich nur ein Unterschied von 87 mm. Die ganze Länge des Tunnels ist nur um 790 mm größer als vorher berechnet war. Diese Fehler sollen teils von den kleinen Veränderungen der Neplatten und Nehräder durch Temperatureinflüsse, teils von der Erschwerung des Vorfierens durch Nebelbildungen und Luftspiegelungen herrühren. Natürlich führten schon Irrtümer um Haarsbreite bei der Länge des Tunnels (fast 20 km) schließlich zu solchen Differenzen von 100 und 200 mm.

Heiteres aus trüber Zeit. Die politische Reaktion, welche in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf die Sturmjahre 1848 und 1849 folgte, zeitigte in Deutschland allerhand seltsame Blüten. Im Großherzogtum Hessen hatte man es damals namentlich auf die Staatsbeamten abgesehen, von denen ja viele in den vorausgegangenen Jahrzehnten sich an hoher Stelle durch demokratische Anschauungen unliebsam bemerkbar gemacht hatten. Man beglückte sie 1851 mit einer Uniform. Nicht nur die Minister, Kreisdirektoren, Steuerassessoren und Förster, die ja heute noch eine Amtstracht besitzen, wurden uniformiert, sondern überhaupt alle Staatsangestellten, z. B. auch die Lehrer an den höheren Schulen. Diese Uniform wurde, so erzählt man uns, nicht etwa nur bei feierlichen Anlässen, also bei Festen, wozu der Landesherzog selbst erschien, getragen, sondern bei allen dienstlichen Verrichtungen. Verschiedene Farben an den Tragenausschlägen bezeichneten die einzelnen Beamtengruppen. Es gab eine Galauniform, die meist aus dem langen Rocke mit kunstvoll verzierten Ausschlägen und dem Dreimaster bestand, und eine einfachere Tracht, die im Dienst getragen wurde. Als Kopfbedeckung wurde im Dienste eine Mütze, wie sie heute beim Militär eingeführt ist, getragen. Die Dienstuniform hatte große Ähnlichkeit mit der Uni-

### Des Kapitans Geheimnis.

Ein Drama auf dem Meere von Gustav Döffel. (Nachdruck verboten.)

„Wirklich? Würde Ihnen das Leid tun?“ fragte er mit wogender Brust und stockendem Atem.  
„Felice!“ flüsterte er bebend.  
„Filippo!“  
„Und nun sage mir alles — schnell, ehe man uns hört und vielleicht für immer auseinanderreißt! Was sagte Dir Tom?“  
„Daß meine Mutter nicht auf dem Wasser gestorben, daß sie mit dem Vater in Hongkong an Land gegangen, und er dann allein zurückgekehrt sei. Mehr wußte er selber nicht. Eine weitere Begegnung fand nicht statt. Mein Vater nahm mich mit an Bord und gestattete mir nicht mehr, an Land zu gehen.“  
„Also doch die Gefangene der Fortuna“, schaltete Filippo leise ein.  
„Ja, gefangen!“ klagte Felice in wehem Ton. „Aber er ist mein Vater, und sein Wille ist für mich bestimmend.“  
„Und sagtest Du ihm nichts von dem, was Tom Belling Dir verraten, Felice?“  
„Nein, ich wagte es nicht. Noch zu keinem Menschen habe ich davon gesprochen als jetzt zu Dir, und dazu drängte mich eine innere Stimme, welche mir zurief: Vertraue ihm, er kann und wird Dir helfen!“  
„Ja, das kann und werde ich,“ beteuerte Filippo,

„und kostete es mein Leben! Deine Mutter, ich werde sie suchen. Wir laufen Hongkong an. Ich werde dort an Land gehen und nicht mehr an Bord zurückkehren. Ich werde sie suchen und jede wahrnehmbare Spur weiter verfolgen, bis ich sie gefunden oder die sichere Nachricht von ihrem erfolgten Tode in Händen habe.“

„Ja, ja — Du Guter, Lieber, Einziger! Suche, finde sie und bringe sie mir. Aus ihrem eigenen Munde will ich hören, wie und warum wir getrennt wurden. War mein Vater in dem einen Verichte falsch, so möchte er es auch in anderen sein, und ich will Wahrheit, will wissen —“

„Still!“ gebot Filippo leise, als jetzt der wachhabende Steuermann aus seinem Schlafwinkel, der zum Glück außer Hörweite lag, sich aufmachte und mit gährender Stimme rief: „Wache noch vorn!“

„Alles wohl!“ tönte es nicht minder schlaftrunken von dort zurück.

Felice hatte sich rasch und lautlos von Philippos Seite entfernt und promenierte wieder an Deck, was den Steuermann nicht weiter wunder nahm. Er kam nach hinten und postierte sich neben dem Kompaßhäuschen. Zum Glück hatte Filippo trotz der ihn bewegenden Vorgänge Kurs gehalten, und so fand der sehr strenge Offizier nichts zu tabeln. Er lehrte nach seinem Schlafwinkel zurück. Inzwischen hatte Felice das Deck verlassen.

Beide hatten nicht bemerkt, daß von dem Oberlicht der Kajüte ein Fenster, welches dicht vor dem Kompaßhäuschen lag, aufgeklappt war, in

solcher warmen, stillen Nacht nichts Seltenes. Unter dem Oberlicht befand sich der Kajütküchlein, und wer darauf stand, der ragte mit dem Kopf in jenes hinein. Er konnte also nicht nur sehen was hier vorging, sondern auch jedes leise geflüsterte Wort verstehen.

Und dort stand jemand — der Kapitän. Gleich und wutverzerrt war sein Antlitz, aber keine Bewegung, kein Laut störte die jungen Leute da oben. Er sah und lauschte.

Als dann Filippo „still!“ gebot und Felice sich von ihm entfernte, verschwand er fast lautlos von seinem Lanfcherposten.

Felice schob leise die auf Rollen laufende Tür zurück, welche ihre Kabine mit der großen Kajüte verband und begab sich zur Ruhe. Befeligt schloß sie die Augen zu einem festen, friedlichen Schlummer nach langer, langer Zeit. Sie hatte in dieser Nacht ja das Glück gefunden, ein treues Herz und die Aussicht auf ein Wiedersehen mit ihrer über alles geliebten Mutter, deren ungewisses Schicksal sie mit einer beständigen Unruhe erfüllt hatte.

Zwar fanden nun Felice und Filippo durch irgend welche Zufälligkeit keine Gelegenheit mehr zu alleinigem Beisammensein, aber sie hatten ja das sie beseligende Bewußtsein, daß sie nun nichts mehr trennen könne, und bis Hongkong war es ja noch weit. —

Nach mehrwöchentlicher Fahrt war man bei den Pamnotu oder Niedrigen Inseln angelangt, die nun in nordwestlicher Richtung durchfahren und von denen mehrere besucht wurden, um Kopra und Trepang einzunehmen.





form, die heute in Hessen die Polizeidienner tragen. Städte wie Darmstadt, wo viele Beamte wohnten, müssen damals durch die vielen uniformierten Männer ein eigentümliches Aussehen gehabt haben. Die Beamten selbst waren durch die Verordnung vom Jahre 1851 nichts weniger als erfreut, schon aus finanziellen Gründen. Ein Gymnasiallehrer z. B., der damals mit einem Anfangsgehälte von 800 Gulden angestellt wurden, mußte für seine Uniform ungefähr die Hälfte seines Dienstverdienstes aufwenden. Heute noch erzählt man allerhand von der Wirkung jener Uniformen auf das Publikum. Sehr unglücklich in seiner Galauniform muß sich der alte Kantonsarzt gefühlt haben, der einen Hocker hatte, ebenso der alte Seminarlehrer, der bei einem Schulausfluge das Schwert verlor, das er an seiner Linken trug. Reglementswidrig war auch die Kleidung jenes Gymnasiallehrers, der früh morgens gern mit der alten Pelzmütze auf dem kalten Haupte sich an seinen Dienstkörben zu schaffen machte und der, als das Schulglocklein läutete und ihn durch die Straßen der Haupt- und Residenzstadt zur Schule rief, in der Eile vergaß, die Dienstmütze aufzusetzen.

**Großmütterlein Märchen.** Die Kinder kommen zum Großmütterlein gesprungen und bitten: „Erzähl uns ein Märchen!“ Draußen tobt der Schneesturm, so daß die kleine Garde das Zimmer hüten muß. Wo wär's da wohl schöner als in Großmutter's traulichem Stübchen. O, was hat sie doch für alte, schöne Sachen: Die prächtige Bilderbibel, das herrliche Binnengeschirr, die große Uhr — lauter Dinge, die von längst vergangenen Zeiten erzählen. Das schönste aber, das sind doch Großmutter's Märchen. Kein Mensch, selbst Vater und Mutter nicht, können so schön erzählen wie Großmütterlein. Es ist, als ob sie alles selbst mit erlebt hat. Und darum hören ihr die Kinder so gerne zu. Alle Wildheit, aller Uebermut sind abgelegt, sobald sie um Großmutter's Stuhl Platz genommen haben und Großmütterlein bedächtig anfängt zu erzählen: „Es war einmal —“

#### Schweizerischer Volkshumor.

Ein luzernerischer Volksdichter klagt:

Maschine zum Mähe,  
Maschine zum Mähe,  
Maschine zum Sähe,  
Zum Futterbreche,  
Maschine zum Mähe,  
Maschine zum Drösch,  
Maschine zum Wäsche,  
Maschine zum Mahle,  
Nur keine zum — Zahle.

Es gibt zwar Maschinen zum Zahlen, aber dem Dichter schwebt bei ihrer Verleugnung offenbar etwas wie der Unterschied zwischen aktivem und passivem Zahlrecht vor.

[Wadtsch-ideal] Wadtschchen: „Jura stelle ich mir als ein herrliches Studium für uns Frauen vor. . . Zum Beispiel als Advokat den Geliebten gegen einen blutdürstigen Staatsanwalt verteidigen zu können!“

Kapitän Longford gab weder durch Wort noch Blick zu erkennen, was er in jener Nacht erlauscht, und mit welchen Gefühlen ihn das erfüllt hatte. Er sah sich sehr in der Gewalt, und selten drang etwas von dem an die Oberfläche, was ihn in seinem tiefsten Innern bewegte. Sein Haß richtete sich natürlich nur gegen Filippo, der sein Vertrauen mißbraucht und seinen Befehlen direkt zuwidergehandelt hatte. Er glaubte seine Tochter weniger schuldig und sah in jenem den Abenteuerer und Verführer, welcher leider alle die Gaben besaß, die für Frauen etwas Befriedigendes haben. Filippo hatte dieselbe gebraucht, und Felice war ihm ins Garn gegangen. Nun, noch war nichts verloren, und bis Hongkong war es noch weit.

Eines Tages gegen Abend sichtete man eine Insel, deren Höhengänge dicht bewaldet waren.

Der Kapitän gestellte sich zu Filippo, der eben am Steuerrad stand und sagte:

„Nun, Filippo, da ist eine Gelegenheit, Euch hervorzuheben, und mir zu einem großen Gewinn zu verhelfen, an dem Ihr nicht unbeteiligt bleiben solltet, vorausgesetzt, daß der Mut, dessen Ihr Euch mir und meiner Tochter gegenüber so oft gerühmt, nicht bloße Prahlerei gewesen.“

Filippo horchte hoch auf. Was hätte ihm erwünschter sein können, als Kapitän Longford's Vertrauen zu gewinnen und an seinen Unternehmungen tätigen Anteil zu nehmen.

„Wenn Sie mich besser kennen, Signor Kapitano,“ sagte er, „dann würden Sie an meinem Mute nicht

[Schul-Entschuldigungszettel] „Meine Tochter Vina kann diesen Nachmittag die Schule nicht besuchen, weil wir mittags immer noch Knödel essen, woran sie sich den Magen verlorben hat. Bitte auch nächsten Mittwoch zu entschuldigen. Ignaz Hobelmann.“

[Gut pariert.] Frau: „Denk Dir, Männchen, heute nacht träumte mir, Du hättest mir einen neuen Hut gekauft, dann kam plötzlich ein Windstoß, und fort war er; da bin ich erwacht.“ — Mann: „Himmel, wie glücklich mußt Du jetzt sein, daß Du Deinen alten noch hast!“

#### Rätsel.

Eine der Städte war ich, im alten Hellas gelegen,  
Griechische Landschaft war ich, süßt man zwei Laute noch ein.

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 180.

Keber — Leber — Eber — Rebe.

**Bodenanreicherung.** Diesen Ausdruck hört man in neuerer Zeit häufig im Zusammenhang mit der Thomasmehldüngung. Schon vor 100 Jahren bezeichnete man Erbsen, Bohnen, Klee und Lupinen als bodenbereichernde Pflanzen, weil man sah, daß die nach diesen folgende Früchte besser gediehen als nach anderen Pflanzen. Diese damals noch unerklärliche Erscheinung beruht, wie wir heute wissen, darauf, daß die genannten Pflanzen die Fähigkeit haben, den Stickstoff der Luft anzuziehen und mit diesem den Boden anzureichern. — Man mußte aber bald erkennen, daß diese Art Bodenverbesserung nicht beliebig fortgesetzt werden konnte, daß vielmehr der Boden „wüde“ wurde, und man erkannte, daß noch andere Nährstoffe den Pflanzen zum üppigen Gedeihen nötig sind. Schon früh hatte man den Nutzen der Kalbdüngung für manche Böden erkannt, war aber bald wieder davon abgekommen, da durch einseitige Kalkung in kurzer Zeit mehr Schaden angerichtet als Nutzen geschaffen wurde. Zunächst machte sich dann das Bedürfnis nach Phosphorsäure geltend, da fast alle Böden daran sehr arm sind, und auch der Stallmist nur wenig von der dem Boden entnommenen Phosphorsäure dem Acker wieder zurückgibt; die Hauptmenge der Phosphorsäure verläßt mit dem Verkaufe von Körnern und Vieh die Wirtschaft auf immerwiederkehren. Später erkannte man in den Kreisen der praktischen Landwirte auch die Wichtigkeit der Kalbdüngung auf manchen Böden, insbesondere den Sand- und Korböden. Die nötige Phosphorsäure wurde den Aekern zuerst in Form von Superphosphat und Knochenmehl gegeben, beide Dünger wurden aber immer mehr durch das billige und nachhaltiger wirkende Thomasmehl abgelöst. Gegenwärtig kostet z. B. 1 kg Phosphorsäure in Superphosphat 88—40 J., im Thomasmehl dagegen nur 25—27 J. Nur auf schweren Böden sollte es anfangs mit dem Thomasmehl nicht recht gehen, bis man schließlich dahinter kam, daß davon kräftigere Gaben angewandt werden müssen, als bis dahin üblich gewesen war, um die ganze Ackerkrume mit Phosphorsäure anzureichern; wo das geschah blieben dann auch die Erfolge nicht aus. Durch die Praxis wurden die großen Vorteile einer kräftigen Anfangs- und Borratsdüngung mit Thomasmehl, 8—10 dz pro ha (4—5 Htr. pro Morgen), erkannt, zugleich aber auch, daß dies nur so lange fortgesetzt werden braucht, als die Ernteeiserzeugung diesem Aufwande entspricht. Wenn dann die erzielbaren Pflanzenerträge erreicht sind, so ist von da ab schwächere jährliche Erntedüngung ausreichend. Durch eine ungedüngte Saatbreite läßt sich dies leicht kontrollieren. Die Borratsdüngung empfiehlt sich aber nur für Phosphorsäure und zwar für die Thomasmehlphosphorsäure, weil Superphosphat im Boden zurückgeht und starke Bodenlösungen von Kalk und anderen Salzen das Wachstum schädigen.

zweifeln. Ich wünsche nichts sehnlicher, als eine Gelegenheit, denselben Ihnen beweisen zu können, und wenn damit Vorteil für Sie und für mich verbunden ist, um so besser. Was ist das für eine Insel, und wie kann ich mich Ihnen nählich erweisen?“

Kapitän Longford nickte befriedigt.

„Eine Antwort, die mir gefällt, und offen gesagt, ich erwartete keine andere. Jene ist eine von den tausend namenlosen Inseln Ozeaniens. Sie liegt weit abseits von den gewöhnlichen Schiffsfahrwegen und ist darum vielleicht noch völlig unbekannt. Auf meiner Schiffskarte ist sie nicht verzeichnet. Ich kenne sie, weil mich einmal ein widriger Wind hierher verschlug, und sie reizte meinen Forschertrieb nicht weniger wie meine Begehrlichkeit. Denn wüßt, jene dichten Waldungen bestehen durchweg aus Sandelholz, dem köstlichsten aller Hölzer, welches infolge früherer Verwüstungen durch heutigetige Unternehmer in diesen Breiten kaum mehr anzutreffen ist und in Indien jetzt künstlich angebaut ist. Diese noch ganz jungfräulichen Waldungen bedeuten also einen unermeßlichen Schatz, den zu gewinnen sich wohl eines kühnen Wagnisses verlohnt. Leider gelang es mir damals nicht, zu einem Einverständnis und Handelsvertrag mit den Bewohnern zu kommen. Die hinterlistigen Schurke glaubten, Schiff und Ladung mir wegnehmen zu können. Sie versuchten es mit einem nächtlichen Ueberfall an Bord. Zum Glück hatte ich so etwas geahnt und alle Vorbereitungen für einen solchen getroffen. Wir schlugen sie zurück. Wie viele dabei umgekommen sind, weiß ich nicht, noch weniger, wie

Bitte des württ. Hilfskomitees für Armenien.

Manche Ereignisse des Jahres 1905, besonders die letzten blutigen Unruhen südlich vom Kaukasus haben die allgemeine Aufmerksamkeit wieder einmal lebhafter auf jenen unglücklichen Erdwinkel gelenkt, wo um den Berg Ararat die drei Reiche Rußland, Türkei und Persien zusammenstoßen. Dort wohnen unter der Oberherrschaft aller drei Staaten die Armenier in der Stärke von ungefähr zwei Millionen. Während etwa eine halbe Million des intelligenten Volkes in der europäischen Türkei und weiterhin in ganz Asien und Europa zerstreut lebt und meist Handel treibt, nährt sich der Hauptteil des Volkes in der Heimat friedfertig, fleißig und mäßig von Ackerbau und Viehzucht.

Die Geschichte dieses Volkes ist in der neuesten Zeit eine Kette furchtbarer Leiden gewesen. Jedermann erinnert sich noch der entsetzlichen Mordtaten im Jahr 1896. Seither ist kaum ein Jahr vergangen, ohne daß sich nicht ähnliche wilde Szenen ereignet hätten. Erst noch 1904 wurden z. B. nach glaubhaften Berichten über 7000 Männer, Frauen und Kinder getötet. Die Hauptschuld an diesen Unthaten trägt die Raub- und Mordlust der den Armeniern benachbarten Kurden, eines wüsten Reitervolks, und die Türken, die Herren im Land, sehr nicht bloß untätig zu, sondern befördern sogar in religiösem Fanatismus diese grausame Ausrottung. Am schlimmsten daran sind nicht die Getöteten, sondern die dem elendesten Leben überlieferten heimat- und besitzlosen Witwen und Waisen der Ermordeten. Im Jahr 1896 haben ruhige Beobachter 100 000 solcher Unglücklichen geschätzt, und Kurden und Türken sorgen dafür, daß diese erschreckende Zahl nicht zu sehr abnimmt. Man denke, welcher Jammer in diesen Zahlen eingeschlossen ist! Es ist nur natürlich, daß sich damals überall das rein menschliche Mitleid mit diesen Armen kräftig geregt hat. Damals sind auch zwei deutsche Gesellschaften auf den Plan getreten, zu helfen, der „deutsche Hilfsbund für christliches Liebeswerk im Orient“ mit dem Sitz in Frankfurt a. M. und die „deutsche Orientmission“ mit dem Sitz in Berlin. Die Folge war die Gründung zahlreicher Waisenhäuser mit Schulen und Beschäftigungsanstalten, auch ärztlichen Stationen. Etwa 2000 Kinder finden darin Unterkunft. Eine Fülle von Rettungsarbeit ist hier schon getan worden und muß noch weiter getan werden. In unserer raschlebigen Zeit vergeht aber das Interesse so schnell, viel schneller als die Waisen erzogen sind, die man im Vertrauen auf die allgemeine herzliche Teilnahme damals aufgenommen hat. Das darf nicht sein. Soll nicht das Verlorene sein, was seither geschehen ist, so muß das Werk zu Ende geführt werden.

In Stuttgart hat sich seinerzeit im Jahr 1897 auch ein Komitee gebildet, und es hat in aller Stille manches Gute zur Linderung der Not tun können. Erster Vorsitzende war der verst. Prälat v. Buhl, an dessen Stelle dann Stadtpfarrer Ludwig getreten ist. Das Komitee unterstützt gleicherweise die von Berlin und die von Frankfurt ausgehende Hilfsarbeit in Armenien. Gaben für diese Not möge man an den Rechnungsrat, Herrn Adolf Hedinger, Urbanstraße 70, gelangen lassen.

stark die männliche wehrhafte Bevölkerung der Insel ist. Das ist es, was ich zunächst wissen möchte. Dann kann man seine Maßnahmen darnach treffen. Sind wir Ihnen überlegen, dann können wir einen Vertrag erzwingen, der uns beiden große Vorteile bringen würde, denn natürlich werde ich Euren Mut zu belohnen wissen.“

— (Fortsetzung folgt.) —

Beim Zahnarzt. Frau Sparmeier kam zum Zahnarzt und wollte sich ein neues Gebiß bestellen. Natürlich fragte sie zuerst nach dem Preis. „Ein komplettes Gebiß mit dreijähriger Garantie“, sagte der Arzt, „liefern ich Ihnen für hundert Mark.“ „Na, da hört aber alles auf!“ rief die gute Dame entsetzt. „Ich habe jetzt schon bei so und so viel Ärzten herumgetragen, aber so unterschämt viel hat kein einziger verlangt. Und das allermindeste, was ein anständiger Zahnarzt garantiert, das sind fünf Jahre — keine drei. Aber selbst, wenn sie mir fünf Jahre garantieren, hundert Mark das ist mir zu viel, da such ich mir denn doch lieber einen anderen Arzt.“ „Das tun Sie nur!“ sagte der Zahnarzt ruhig. „Das ist mir bedeutend lieber. Und wenn ich gewußt hätte, daß Sie so einen großen Mund haben, dann hätte ich überhaupt zweihundert Mark verlangt.“

[Probat.] „Wie kommt es, daß zu Ihnen fast gar keine Bettler kommen?“ — „Sehr einfach! Meine Frau gab ihnen immer zu essen — und da sind sie alle abgeblieben!“

Redaktion, Druck und Verlag von C. Mosch in Auenburg